

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 64 (1970)
Heft: 11

Artikel: Nichtkirche als Zukunft der Kirche? (Schluss)
Autor: Blanke, Huldrych
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nichtkirche als Zukunft der Kirche?

(Schluss)

Nun kann Christi Anspruch allerdings, wo er offene Ohren findet, auf zweierlei Weise verstanden werden: im Sinn von Umbau und Abbau oder radikal als Forderung des Neubaus.

1. Sich aufzuschliessen, habe Christus von der Synagoge gefordert; das würde er auch heute von der Kirche fordern: die alten Mauern zu durchlöchern und neue, einladende, offene Türen zu schaffen. So wird heute von der «aufgeschlossenen» Kirche argumentiert. In diesem Sinn zumeist wird disputiert und auch schon lebhaft experimentiert; die kirchliche Sozialforschung, die Akademiearbeit, der Einsatz von Dienstgruppen, die Dialogpredigten und Beatgottesdienste, die evangelistischen Massenaktionen seien als Stichworte genannt. Aber kann das genügen? Vermag solche Arbeit all die begründeten und zum Teil auch unbegründeten Bedenken an der Kirche zu zerstreuen? Als einer Funktion, die vom Bestehenden her wirkt, dürfte es ihr schwerfallen, die Vermutung eines kirchlichen Hintergedankens ganz aus der Welt zu schaffen: den Argwohn, es gehe nur darum, die Entkirchlichten durch Raffinement wieder in die Kirche zu bringen, unter die entleerte Leere, das verbrauchte Brauchtum. «Lokale, die/fromme Wünsche und milde, scheissfreundliche/Winde durchziehn, wo Grünschnäbel und/Redakteure immer wieder Besserung geloben,/wo . . . Fragen kühn angeschnitten,/Anliegen jeden Schlages in Ehren, Kritik immerhin amtlich gesegnet . . .», so charakterisiert der junge Lyriker *F. C. Delius* die evangelische Akademie. Er bezeichnet sie als Falle, in der mit dem Speck grosser Fragen die Mäuse gefangen werden sollen. Aber es lassen sich nur die dummen Mäuse fangen. Einmal war er dabei, aber er ist gerade noch rechtzeitig entkommen, «einen Furz» hinterlassend «und einen Zinken am Portal».

2. Jesus hat gesagt, dass «neuer Wein in neue Schläuche» gehöre; der gärende Wein, meinte er, würde die alten, morschen Schläuche sprengen, und beides, Wein und Schläuche, gingen zugrunde. Dieses Wort, Mk 2,22, fordert vielleicht auch die Toleranz gegenüber dem Gewesenen und jenen, die noch an ihm hängen, jedenfalls aber Toleranz für die, die für Christus *neue* Wege zum Menschen suchen. Es sollte der Kirche die Augen öffnen dafür, dass neben kirchlichem Umbau und Abbau noch ein viel Weitgehenderes gefordert sein kann: ein Neubeginn – Kirche zu verlassen, um Kirche zu finden, gründen oder nur noch begründen zu helfen; ohne falsche Rücksicht Hand an den schon in neues Erdreich gestossenen Pflug zu legen, um auf dem weiten, reifen Feld der Gegenwart die zu Christus Bewegten oder schon von ihm Bewegten aufzuspüren und weiterzuführen. «Per Definitionen lässt sich der Missionar mit einer fremden Welt ein», hat der Arbeiterpriester Henri Perrin gesagt («Briefe und Dokumente aus dem Nachlass») und in radikaler Weise vorgelebt. Er legte sein Priesterkleid

ab, um ein Priester Christi zu werden. Er verstand seine Mission im Sinne des Paulus, der die Sehnsucht der Heiden nach dem «unbekannten Gott» (Apg. 17, 23) ohne den gesetzlichen Zwang der christlichen Synagoge ans Licht zu bringen suchte (Apg. 15, 1–34, Gal. 2, 1–21). Aber hatte der Völkerapostel, weil der Geist noch mitzusprechen hatte, sich gegen das Kirchentum am Ende durchgesetzt, so hat es im Falle der *prêtres-ouvriers* schliesslich die Oberhand behalten. – Wie würde unsere evangelische Kirche auf ein ähnliches Experiment reagieren?

Kürzlich brachte der «Informationsdienst des Schweizerischen Evangelischen Missionsrates» eine Notiz, die aufsehen liess. Sie berichtete kurz und nicht ganz ohne Bedenken von der japanischen Mukyokai, das heisst übersetzt: der «Nicht-Kirche-Gruppe». Am Ausgang des letzten Jahrhunderts von *Kanzo Utschimura* (1861–1930) begründet, handelt es sich wohl um den bisher konsequentesten Versuch in der Kirchengeschichte, christliche Gemeinde ohne kirchliche Institution und Organisation zu verwirklichen. Das einzige Fundament des Zusammenhalts, das man gelten lässt, ist die Bibel – *sola scriptura*. An Wochenenden finden Bibelgespräche statt, irgendwo, wo man sich sammeln kann, geleitet von überzeugten, aber keineswegs repräsentativen Christen. Man diskutiert, über der Schrift, mit der Wissenschaft, mit den Religionen; «man erörtert die schwierigsten Fragen, spricht aber auch über den Markt und Gelderwerb» (Utschimura). Die Bewegung kennt keine Eintrittsformalitäten, kein Kirchenbuch, keine Mitgliederliste, keine Steuerzettel, keinen Theologenstand, keine Rangliste, kein Buchstabenbekenntnis und keine Sakramente. Trotzdem ist sie ein geordnetes und lebenskräftiges Ganzes. «Es ist ein Versuch», schreibt der «Informationsdienst», «der gerade in Japan ausserordentlich gut aufgenommen wird . . . Es sind Hunderttausende, die die biblische Zeitschrift abonnieren, die von dieser Bewegung herausgegeben wird.»

Ob hier, in dieser Kirche ohne Kirche, eine Möglichkeit christlicher Gemeinde vorgezeichnet ist, die gerade auch für unsere Verhältnisse Modellcharakter gewinnen könnte? Wir wollen, um diese Frage zu klären, die Mukyokai in ihrer Negation und Position noch eingehender ins Auge fassen.

Negiert wird nicht die Kirche an sich, sondern, im Sinne Tolstois und Kierkegaards, die Utschimura als seine Initiatoren bekannte, ihre «versteinerte Wirklichkeit». Die Nicht-Kirche gesteht zu, dass die Kirche der Vergangenheit ihre Aufgabe der Evangeliumsverkündigung wohl in einer der vergangenen Zeit angemessenen Weise erfüllt hat.

«Wenn aber kirchliche Formen der Vergangenheit zu Formen der gegenwärtigen Kirche werden, und zwar allein aus bornierter Trägheit, und wenn diese Formen den evangeliumsgemässen Zielen des Glaubens im Wege stehen, dann erhebt die Non-Church Anklage, um für die eigentliche Gestalt der Kirche Raum zu schaffen» (Carl Michalson, «Japanische Theologie der Gegenwart»). Mit am Evangelium ge-

schultem Blick durchschaut die Mukyokai das bestehende Kirchentum in seiner Selbstherrlichkeit: es will sein und bleiben statt mit Christus durch die Zeiten für die Zeiten unterwegs zu sein.

Der kirchliche Institutionalismus äussert sich nach Ansicht der Nichtkirche vor allem in dreierlei: im Ämterwesen, im Sakramentalismus und im Dogmatismus. Der Geist beruft zum Dienst, nicht die Kirche. Der Geist kommt nicht zur Ordination noch hinzu, sondern er allein ordiniert. Und es ist keineswegs notwendig, dass aus der Berufung ein Beruf wird. – Taufe und Abendmahl sind nicht durch Christus als sakramentale, heilsnotwendige Riten eingesetzt. Dazu sind sie erst im Lauf der Zeit geworden. Man kann Christus zugehören auch ohne das Bad der Taufe, auch ohne Teilnahme am Abendmahl. Wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, *da* ist er mitten unter ihnen (vgl. Mt. 18, 20). – Das Dogma ist nicht Haupt-, sondern Nebensache. «Nicht: erst das Dogma, dann Rettung, sondern: erst Rettung, dann das Dogma. Ein Glaubenssatz ist nichts weiter als ein Bekenntnis der Rettung. Dass die gegenwärtige Predigt so wenig fruchtet, kommt daher, dass sie zuerst zum Glauben an das Dogma nötigt und darauf die Rettung gründet. Erst muss man die Leute mit Christus bekannt machen, sie lehren, zu ihm als Lehrer aufzusehen und das Leben nach ihm einzurichten, dann kann jeder von selbst darauf kommen, wer Christus ist» (Utschimura). Das bedeutet, dass das Dogma niemals eine kirchlich-objektive, sondern immer nur eine individuell-subjektive Angelegenheit sein kann. Es gibt keine Vorentscheidung, wie Christus zu verstehen sei. Jeder Bibelleser muss in der persönlichen Auseinandersetzung mit den biblischen Stimmen seine eigene christliche Stimme gewinnen. «Ich hasse die Theologie», bekannte Utschimura. Er meinte die dogmatische Theologie, die eine bestimmte Auslegung absolut setzt und die christliche, schon biblische Glaubensvielfalt vergewaltigt. Christliche Erkenntnis aber ist Stückwerk. Deshalb gehört die Toleranz unabdinglich zum Wesen des Christentums; deshalb ist der von den «Missionszirkusleuten» gepflegte und gehegte Konfessionalismus und Denominationalismus nichts anderes als christliche Perversion.

Wie aber ist nun, mit den Augen der Nichtkirche, christliche Gemeinde positiv zu verstehen? Die Negation hat es schon angedeutet. Ich erwähne vier wesentliche Aspekte.

1. Christliche Gemeinde ist kein Sein, sondern ein Werden, und es sind zwei Bewegungen, die sie in ihrem Werdeprozess bestimmen: der Geist ihres Herrn und der Geist ihres Orts. Mit aller Bestimmtheit betont die Mukyokai, sie versuche nicht, urchristliche Gemeinde zu kopieren, sondern lasse sich bilden und führen vom Geist, der auch jene formte. Das Leben aus dem Geist, nichts anderes, sei das Unübersehbare an der ersten Gemeinde, darum das allein Unaufgebare. Als geistbewegtes Wesen könne die Ekklesia die verschiedensten Erscheinungsweisen haben und müsse auch immer wieder die der

gesellschaftlichen Situation entsprechende Form annehmen. Nur so, in Beweglichkeit statt Bequemlichkeit, könne sie ihrem Auftrag, Christi letztem Wort, Mt. 28, 19, gerecht werden. Die Vermutung, die Nichtkirche habe den johanneischen Typus der christlichen Gemeinde, als neutestamentlichen verabsolutiert, nachahmen wollen, ist also sicherlich verfehlt; der Grund der Ähnlichkeit ist gegeben durch ihren heutigen, aktuellen Ort: festgefahrene, autoritäre Kirchengebilde einerseits, die johanneische Opposition wiederum, ja erst recht notwendig machen, und die spezifische Situation des Zeitgenossen andererseits.

«Die Nichtkirche ist die Kirche für die, die keine Kirche haben», hat Utschimura gesagt, sie sei das geistliche Gegenstück zum Waisenhaus. Das Wort scheint für die Zeit nach dem national-religiösen Zusammenbruch Japans im Zweiten Weltkrieg gesagt, ist aber mehrere Jahrzehnte älter. Was 1945 durch die Abschaffung des shintoistischen Staatskults manifest geworden ist, war Utschimura schon lange vorher als latente Krise offenbar: eine unaufhaltsame, durch Industrialisierung, Verstädterung und Vermassung ausgelöste und geförderte Entfremdung des Japaners von Tradition und Religion. Utschimura hat aber zugleich das Positive an dieser Entwicklung gesehen: ein Suchen nach neuem Halt, nach neuer Orientierung, besonders unter der jungen Generation. Dieses Suchen, das sich von keiner überlieferten Autorität mehr ansprechen liess, der amerikanisch geprägten christlichen überdies mit besondern Bedenken begegnete, nahm er ernst; ihm wollte er in der Gestalt der Nichtkirche entgegenkommen.

2. Einzig anerkannte Tradition und einziges «Dogma» ist für die Mukyokai das Urzeugnis der Schrift. Einziges «Sakrament» seine Lektüre. Doch besitzt das Bibelwort seine besondere Stellung nicht zum vornherein. Es steht nicht im Zentrum, weil kirchliche Autorität, weil Kanonizität es will, sondern auf Grund der Autorität, die es sich bei seinem Leser selbst verschafft. Die Bibel ist zunächst nichts anderes als ein Buch unter Büchern. Wer sich aber einlässt mit *diesem* Buch, erfährt es als Buch der Bücher, als *heilige* Schrift. Er kann nicht unbeteiligt bleiben. Christus selbst, der im Bibelwort als Lebendiger, Überzeugender und Mächtiger begegnet, erweist es als die Wahrheit.

Es sei ausdrücklich vermerkt, dass diese meditative Art, die Bibel zu lesen, sich nicht in Gegensatz stellt zum historisch-kritischen Umgang mit den biblischen Quellen – im Gegenteil: gerade die konsequentesten Vertreter neutestamentlicher Forschung im heutigen Japan gehören zur Mukyokai. Das Wissen, dass Christi Bild erfasst werden will durch ein inneres Auge, schliesst in der Nichtkirche die analytische Betrachtungsweise des Neuen Testaments nicht aus. Vermag sie auch am Grunderlebnis wesentlich nichts zu ändern, so kann sie doch im einzelnen Hinweise zu seiner Klärung und Deutung geben.

3. Einziger Hohepriester ist der, der uns in diesem Wort entgegenkommt. Hören wir das Bekenntnis Kanzo Utschimuras: «Herr Jesus! Wir wollen zu Dir kommen. Weg von den Menschen, weg von

Theologie und Kirchen, weg von Institutionen, Dogmen und Statuten, wollen wir unmittelbar zu Dir selbst kommen. Wir wollten ja zu Dir, und sind doch nicht gleich gekommen, sondern irrten auf langen Umwegen umher. Wir suchten Frieden in der Philosophie, in menschlicher Religion, in Lehren und Kirchen, und sind müde geworden, weil wir ihn nicht fanden. Jetzt aber hören wir aufs neue deinen Ruf und wollen ihm jetzt folgen. Herr Jesus, nimm uns an! Mach uns zu Deinen Jüngern. Nicht Mitglieder irgendeiner Kirche, nicht Gläubige irgendeines Dogmas, auch nicht Jünger der Apostel wollen wir sein, sondern Deine Jünger, Herr Jesus. . . . Wir möchten glauben, wie Du glaubtest, wandeln, wie Du wandeltest . . .»

4. Die Verkündigung vollzieht sich, bevor sie sich im Gespräch erklärt, wortlos – durch das Wort im Fleisch. «Das Evangelium predigen heisst nicht so sehr predigen als sich selbst opfern; nicht so sehr öffentlich christliche Lehren verkündigen als im Verborgenen die Sünden der Menschen tragen; es bedeutet: neunmal leiden und einmal reden . . .», sagt Utschimura, oder: «Das Evangelium ist nicht Theologie, sondern Arbeit» und macht mit solchen Postulaten selbst vor dem nicht halt, was in den Reformationskirchen bisher gewissermassen als letztes Sakrament zu gelten hatte: die Predigt. Auch sie ist, nach Utschimura, von kirchlicher Eigengesetzlichkeit infiziert. Er bestreitet nicht nur, dass das verkündigte Wort als monologisches zu verstehen sei, sondern vor allem auch, dass es in erster Linie als Vokabel verstanden werden müsse. Die Nichtkirche ist der Überzeugung, dass das christliche Wort – seinem Ursprung gemäss – ein Wort im *Fleisch* sein muss; sie weiss zwar, dass zum Wort im Fleisch das gesprochene Wort dazu gehört, meint aber, dass dieses, um sich Glaubwürdigkeit zu verschaffen, der Existenz erst nachfolgen darf. Und wo es dann, nach der Zeit des Schweigens, gefragt wird, wird es sich der Diskussion aussetzen müssen, die das Gegenüber als antwortende und fragende Persönlichkeit ernst nimmt. – Mir scheint, Utschimura habe mit solchen Forderungen Erkenntnisse Dietrich Bonhoeffers vorweggenommen, der (in «Widerstand und Ergebung») für diese Zeit und ihre Erfahrung mit unbeglaubigten christlichen Worten das Verstummen gefordert hat, für eine zukünftige, aber eine neue Vokabel, die «nichtreligiöse Interpretation der biblischen Begriffe», die vielleicht, im Sinne seines Postulates von der Mündigkeit des modernen Menschen, als das bescheidene Stegreifwort im Gespräch verstanden werden darf. Denn nur Unmündige lassen sich anpredigen; Mündige – oder schon Halbmündige – wollen Fragen stellen.

Die Nichtkirche ist die Erfüllung ihrer Forderung vom Wort im Fleisch nicht schuldig geblieben. Gerade sie, die sich aufgemacht hatte, einen japanischen Weg für die Gemeinde Christi zu finden, ist, im Gegensatz zur offiziellen, ökumenisch vereinigten japanischen Kirche (Kyodan), niemals der Versuchung des Nationalismus verfallen, sondern hat sich, zuletzt im letzten Krieg, in vielen Gliedern immer

wieder von der totalitär-imperialistischen japanischen Politik distanziert. So ist etwa 1942 Tadao Yainabara seines Amtes als Professor an der Universität Tokio enthoben worden, weil er die japanischen Aktionen auf Formosa, in der Mandschurei und in Korea kritisiert und die Regierung aufgefordert hatte, sich vor der Welt zu demütigen; so war schon Jahre zuvor Utschimura selbst aus seinem Lehramt an einem staatlichen Gymnasium entlassen worden, weil er sich geweigert hatte, sich vor einem kaiserlichen Erlass zu verneigen. Was die Christen der Mukyokai bekennen: «Das Christentum ist Christus; Christus ist das Kreuz», sagen sie nicht nur, sie leben es auch; ja, das Leben hat den Vorrang.

*

Utschimura sah einmal im Traum, wie ein schwerer Tau auf den Berg Fuji fiel. Seine Wasser flossen nach Ost und West, bis die ganze Welt durchtränkt war. Als er erwachte, sagte er: «Amen, so sei es!» Er deutete den Traum als Weissagung der Rolle, die Japan in der Weltchristenheit zu spielen hätte. Eine neue Gestalt biblischen Christentums, die Nichtkirche, berufen, die ganze Christenheit zu verjüngen, würde von Japan ausgehen. Eindeutig und zugleich eindrücklich kommt Utschimuras reformatorisches Sendungsbewusstsein auch zum Ausdruck in seinem Grabspruch, einem eigenen Wort: «Ich für Japan,/Japan für die Welt./Die Welt für Christus/Und alles für Gott.» «Ich für Japan»: er, Utschimura, hat den Versuch unternommen, dem Evangelium unter Verzicht auf seinen abendländisch-traditionellen Ballast den individuellen Weg für das moderne Japan zu ebnen. «Japan für die Welt»: die Einsicht, gewonnen während amerikanischer Studienjahre, dass der geistige Ort der westlichen Welt dem der speziellen japanischen in erstaunlicher Weise entspreche: eine Situation des Abbruchs und Aufbruchs da wie dort brachte ihn zur Überzeugung, dass es in ihrer «Freiheit vom Unwesentlichen» und ihrer Konzentration auf das Eigentliche gerade der nichtkirchlichen Weise des Christentums gegeben sein könnte, das Zutrauen auch des Antipoden zu finden und Vertrauen für Christus zu wecken. «Die Welt für Christus und alles für Gott»: darum und um nichts anderes habe es zu gehen – auch wenn es für die Kirche Selbstverleugung, ja Selbstaufgabe bedeuten müsste.

Die Entscheidung, wie die Kirche heute zu bauen sei, ob eher «im Sinne der Briefe an Timotheus oder der Johannesbriefe oder... des Paulus, der die Mitte zwischen beiden Extremen bildet», habe «prophetischen Charakter», schreibt Eduard Schweizer in einem Aufsatz «Allgemeines Priestertum». Es war Emil Brunner, der schon vor mehr als zehn Jahren Utschimuras ökumenische Mission als prophetische erkannt und gerade auch für unsere Situation bekräftigt hat. In einem Aufsatz «Die christliche Nicht-Kirche-Bewegung in Japan» und in seinem «Missverständnis der Kirche» verspricht er der Nichtkirche Bedeutung «in dem Sinne, dass sie deutlich in die Richtung

weist, in der die protestantische Kirche der Zukunft zu gehen hat», ja, er sieht unserer Kirche «kein besseres Beispiel gegeben als das der Mukyokai-Bewegung Japans». Nicht die Christusfeindlichkeit der ungläubigen Welt, sondern die falsche, klerikale, pfäffische Kirchlichkeit ist immer wieder der grösste Feind der Christusbotschaft und der in Christus begründeten Bruderschaft gewesen», sagt er in den Schlusssätzen seines «Missverständnis der Kirche». «Wir müssen... offen sein für die Möglichkeit, dass es Gottes Wille sein könnte, das alte Kirchengefäss der Ekklesia einmal zu zerbrechen oder mindestens – wie es schon jetzt geschieht – durch ganz andere zu ergänzen.»

Huldrych Blanke

Theologie als revolutionäre Praxis

Dr. Konrad Farner, der als undogmatischer Marxist ein Wortführer im Gespräch zwischen Christentum und Marxismus geworden ist, stellt uns freundlicherweise den nachstehenden Artikel zur Verfügung, der im «Tagesanzeiger» (30. Oktober 1970) im Rahmen einer Umfrage: «Was heisst Kulturrevolution?» erschien. Red.

Es ist modisch geworden, von «Kulturrevolution» zu reden – die Mode begann, als anfangs der sechziger Jahre aus China die Kunde von umwälzenden Ereignissen zu uns kam, von einer Revolution nicht nur der Materie, sondern vor allem des Geistes, nicht nur eine der ökonomischen und politischen Verhältnisse, sondern ebenfalls der ethischen und moralischen Impulse und der kulturellen Belange. Die Chinesen nannten diese umfassende Veränderung «Kulturrevolution», weil sie die mehr als problematische Trennung von Zivilisation und Kultur nicht kennen und weil für sie eine Revolution, so sie echt ist, alle Lebensbezirke einbeziehen muss. Für sie gibt es nicht Teilrevolutionen, sagen wir eine solche der Literatur oder der Kunst oder des Theaters oder der Oekonomie; das sind für sie bloss Scheinrevolutionen. So waren und sind, um in unserem Raum zu bleiben, der Futurismus oder der Dadaismus keine Revolutionen, nur Revolten, und sie vermochten die Bürgerlichkeit nicht zu erschüttern; gleiches ist zu sagen vom Aufstand der Abstrakt-Konkreten; alle diese Revolten wurden von der bürgerlichen Gesellschaft (was den Futurismus anbetrifft, vom Faschismus) rasch integriert und dann zum kapitalistischen Geschäft gemacht. Demnach sollte man auch bei uns den Begriff «Kulturrevolution» präzisieren und nicht für jede Revolte aufbausend verwenden.

Von der «Erziehung des Menschengeschlechts»

Jedoch, was heute in China vor sich geht, ist, vom marxistischen Standort aus betrachtet, im Prinzip nichts Neues, im Gegenteil, es wird